BIBLIOTEKA MUZEUM KOSZALIŃSKIEGO Nr. inw.

Unsere Heimat

Beilage zur Köslinner Zeitung

Nr. 14 Sonnabend, den 23. Brachet 1928. Nr. 14

Die Siedlungs- und Sprachgeschichte des Gebietes östlich der unteren Oder.

(Schluß.)

Von Universitäts-Professor Dr. H. Teuchert-Rostock i. M.

Vortrag am 29. Mai 1928 vor der 47. Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Stralsund gehalten.

Friesische Bauern, so sagten wir, sind mit den friesischen Klosterherren und -frauen ins Belbucker Land eingewandert: die heutige Mundart zeugt von ihrer Sprache. Ich stelle aus dem Prieweschen Stoff folgende Lautgebilde zusammen: 1. Die Aussprache von j- als dsch- [dschunk (jung), nidsch (neu), auch meedsche (mähen) und meetsche (Mädchen)]. 2. Die Bewahrung des alten -sk in falsk (falsch), fisk (Fisch) und anderen Wörtern; 3. die palatale Aussprache des alten a, z. B. in chles (Glas), chres (Gras) und 4. wahrscheinlich friesischer Herkunft das Wort ward (Enterich). Noch weitere friesische Merkmale haben sich an der Küste, in den Dörfern West- und Ost-Deep, Kamp und Kolberger Deep erhalten, hier zum Teil durch den Seeverkehr begünstigt, den im Mittelalter, wie sprachliche Spuren an der Ostseeküste von Wismar bis Deep bezeugen, vorwiegend friesische Seefahrer betrieben haben. Auch in Dievenow finden sich friesische Sprachreste.

Aber die Menge der friesischen Bauern, welche das Hinterland des Klosters Mariengarten liefern konnte, hat für den großen Belbucker Besitz nicht ausgereicht. Beweis dafür bietet sich in einer starken Beimischung westfälischer Laute. Diese verdanken, wie ein Vergleich mit den westfälischen Spracherscheinungen des hinterpommerschen Landes außerhalb der Belbucker Grenzen zeigt, ihr Dasein einer eigenen Zuwanderung aus einem Bezirk Westfalens, in dem die heutigen kennzeichnenden Sprachmerkmale oder ihre Vorstufen gegolten haben. Auf Grund dieses abweichenden westfälischen Sprachbestandes in der Abtei Belbuck kann ich mich nicht der Vermutung entschlagen, daß auch die westfälischen Bauern hierher einem Rufe der Prämonstratenser gefolgt sind, und ich möchte als die Stelle, welche diesen notwendigen Zuzug vermittelte, das Prämonstratenserkloster Klarholz bei Rheda in Westfalen ansprechen — mit allem Vorbehalt aus künftiger Nachprüfung einer solchen Annahme. Hierher führen diejenigen Merkmale der Belbucker Mundart, denen in Westfalen heute ein kleiner Bezirk eigen ist, und so läßt sich als Heimat dieser westfälischen Bauern das Gebiet von Ravensberg-Lippe-Paderborn feststellen. Namentlich die gleich zu erwähnenden w-Formen von 'freuen' und 'bauen' gestatten diese Bestimmung, während für das Hauptgebiet der hinterpommerschen Mundart, in dem für w ein j-Laut erscheint, die Masse der Siedler aus dem Herzogtum Westfalen gekommen sein dürfte.

Westfälischem Boden entsprossen ist 1. die Aussprache von g- als χ, älter x (d. h. der ich- und ach-Laut), z. B. chrüwwe (grauen), chres (Gras), chaan (Garn); 2. die Form nin (kein); 3. der Lautwandel auw zu oww, uww, z. B. howwe, huwwe (hauen), roggenofst (Roggenernte), fröwwe, früwwe (freuen) [so in dem Küstenstreifen] oder zu ogh: hughe (hauen), frughe (freuen) [so im Hauptgebiet]; 4. der gleiche Vorgang bei uw, vgl. nördlich/südlich: huwwe-lughe (bauen), truwwe/trughe (trauen), klüwwe-klughe (Knäuel); 5. die n-lose Gestalt von uns, vertreten als us, os; 6. die auffällige Diphtongform oi in foit (Füße) [o geschlossen], ghroin (grün) usw.; 7. vielleicht der Diphthong eo [e offen], der im Küstenstreifen neben au in 'Fuß', 'Hut' begegnet; 8. der gehobene Vokal in Rohr: mit ô¹ als rauə statt roə, wieder nur an der Küste geltend. Dazu treten aus der Dorfdreiheit an der Regamündung noch 9. die tonlose Aussprache des anlautenden s ßoit (süß), die indessen auch aus dem Friesischen abgeleitet werden kann; 10. die Senkung des ô¹ vor r, z. B. räire (rühren), chäire (Güter), mäir (müde) [statt des zu erwartenden oi]; 11. die gleiche Senkung bei e und ö vor rd, z. B. päet (Pferd), wäet (wert). Als 12. und letzter Punkt, der dem gesamten hinterpommerschen Sprachbezirk (mit schwächerem Anteil der Nordwestecke) eigen ist, sei die kennzeichnende Entwicklung von j in 'rein', 'steil', 'geil', 'heilen', 'teilen', 'fehlen', 'zehn' (rejn, stejl usw.) angezeigt.

Noch ein Wort über die Vorrangstellung der Prämonstratenser an der hinterpommerschen Küste! Das Wort dinße (heimlich) seinen Dienst wechseln) ist von Mecklenburg bis nach Stolp bekannt. Es leitet sich vom Dins-Tage her, d. h. dem Tage des heiligen Dionysius, dem 9. Oktober, an welchem die Gedächtnisfeier für den heiligen Victor, den Spezialpatron des Ordensstifters Norbert, gehalten wurde. So bedeutsam war dieser Tag im Leben des Prämonstratenserordens, daß er zum Festtag und wirtschaftlichen Jahresanfang des gesamten von den Prämonstratensern durchdrungenen Gebietes, das der Orden als seine slawische Provinz betrachtete, werden konnte.

Geschichte und Dialektgeographie haben sich bei der Ausdeutung der Belbucker Sprachverhältnisse aufs glücklichste die Hand gereicht. Für das Restgebiet die gleiche ausführliche Vergleichung anzustellen verbietet der zur Verfügung stehende Zeitraum. Auch empfiehlt es sich, im Rahmen dieses Vortrages noch auf andere Hilfsmittel aufmerksam zu machen, die zur Klärung der heutigen Sprachverhältnisse dienen können. Solche sind die Ausbreitung des lübischen Stadtrechtes einerseits und des magdeburgischen anderseits, die Vergleichung der Dorfnamen im Siedlungsgebiet mit den Namen von Ortschaften im vermuteten Auswanderungsbezirk, die Beobachtung der Dorf-, Haus- und Flurformen u. a. Mittel der Siedlungsforschung. Sie alle finden in den Ergebnissen der Dialektgeographie ihrerseits wieder wesentliche Stützen, und im Zusammenspiel aller Forschungsmethoden erwächst schließlich erst eine haltbare Sprach- und Siedlungsgeschichte.

Noch ist dieses Ziel nicht erreicht und manche Vorstufe zu überwinden.

Hier seien nur noch zwei wichtige Hauptzüge des Sprachbildes unseres Gebietes gedeutet: der Zusammenhang mit Mecklenburg und mit Brandenburg. Den Siedlerzug, der aus beiden Ländern zuströmte, und seine Ausbreitung bezeichnet augenfällig die Ausdehnung des lübischen und des magdeburgischen Stadtrechtes.

Mit eigenen Mitteln aber legt die Sprachforschung die Verbindung mit Mecklenburg durch den Nachweis eines gleichen Wortbestandes in Mecklenburg-Vorpommern und Hinterpommern dar. Keineswegs aber zeigen die Karten eine geschlossene Fläche, über die sich die mecklenburgischen Wörter nach Osten fortgeschoben hätten, sondern zwischen Vor- und Hinterpommern drängt sich, jene mecklenburgische Sprachsphäre unterbrechend, der mittelpommersche Keil als Ausfluß des brandenburgischen Vorstoßes. In wechselnder Breite und mit einem Scheitelpunkt, der im günstigsten Falle weit über die Küste reichte, und in anderen an der Mündung der Stepenitz, der Ihna, der Plöne oder gar am Schnittpunkt der Oder und der Provinzialgrenze liegt, erstreckt sich dieser Keil nach Norden; sein Westschenkel schwingt von der Peene (Usedom einschließend) zur Zarnow und zur Oder, der östliche von der Rega und Persante bis zur Plöne.

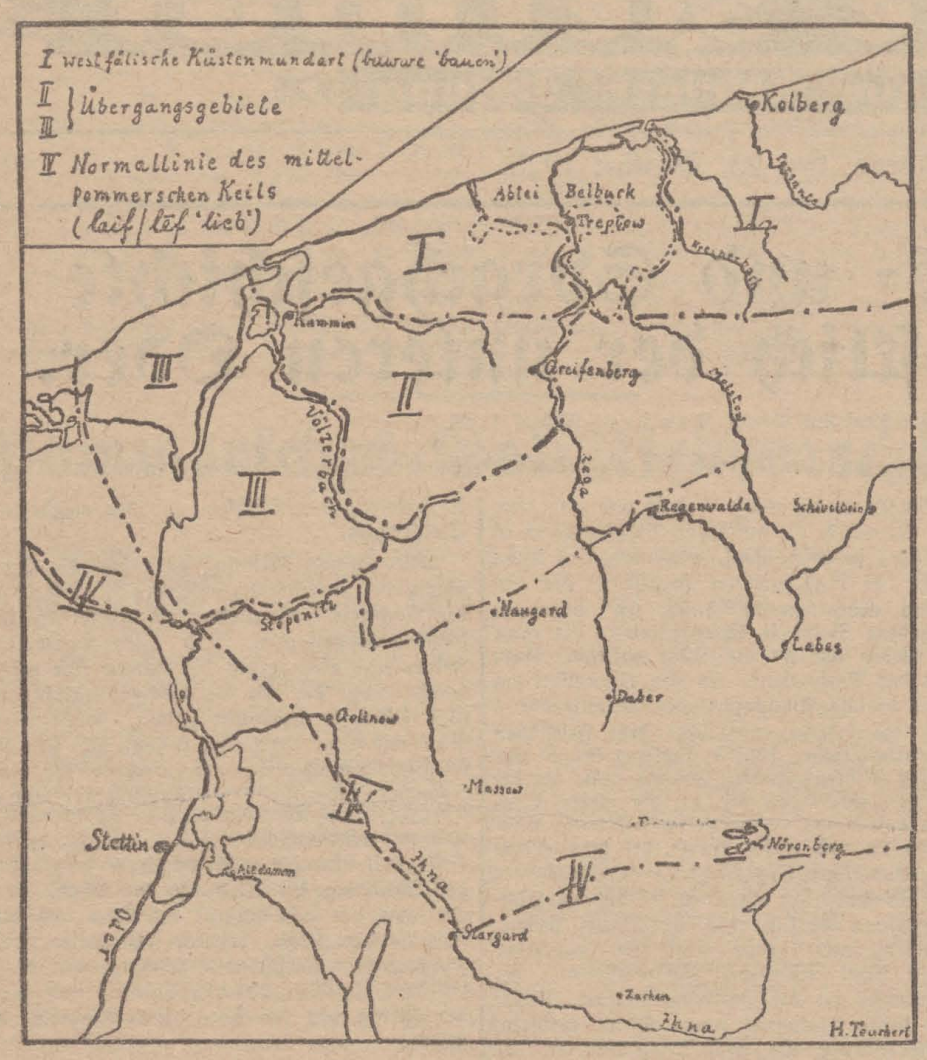
In diesem Raum deutet die größte Höhe und Breite die äußerste Grenze der brandenburgischen Einflußsphäre an: bis zur Peene im Westen und bis zur Rega und Persante im Osten hat es das brandenburgische Wort Pier- (in Zusammensetzungen) für 'Regenwurm' vermocht, vorzustoßen, bis zur Zarow und dem Landgraben im Westen und im Osten soweit, wie das vorhergehende Wort die Benennung Miere 'Ameise'. — Diese Angaben entnehme ich der Arbeit von Holsten. — Als mecklenburgisch-brandenburgische Paare stehen so in der angegebenen höchst eigenartigen Verteilung nebeneinander u. a. sail=bant (Strohband), kauhair [mnd. köherde]/kauhoir [mnd. köhöder] (Kuhhirte), tråm/sbråt (Leitersprosse), trär/jelees (Geleise), huk/tappe (Zäpfchen im Munde), töü [töf]/wäfsdell (Webstuhl), wecker/wun, wiin (welcher), baikbäe/häsing (Heidelbeere), küürkherrek, hädrik (Hedrich), fack/tass (Fach der Scheune zum Getreidelagern), äach/bömsch (stumpf von Zähnen nach dem Genuß saurer Speisen), pågh/padd (Frosch), muulworm/moll (Maulwurf), fast(mnd. verst)/löst (mnd. vörste) 'First'.

Die geschichtlichen Vorgänge, welche den mittelpommerschen Keil geschaffen haben, gehen zum Teil bis in die Siedlungszeit zurück. Denn nur so ist es zu erklären, daß die Landesteilung von 1295, welche die Herzogtümer Wolgast und Stettin schuf, bereits vorhandene Gegensätze, wie sie sich in dem lübischen Stadtrecht im Norden und dem magdeburgischen zu beiden Seiten der Oder äußerten, und wie sie gewiß auch in der Sprache vorlagen, zu sondern trachtete. Demmin und Anklam fielen Wolgast, Gollnow Stettin zu. Der Lauf der Sprachlinie leif/leef (lieb), die westlich der Oder wohl nach Süden gewichen ist bis zur Landesgrenze, entspricht auf dem rechten Oderufer diesem geschichtlichen Vorgange recht gut, und

sie kann daher als die Normallinie des mittelpommerschen Keils gelten. Ueber diese Grenze strömten jedoch jene brandenburgischen Sprachwellen hinweg, deren Markierung wir heute im Gelände nördlich davon antreffen, und die sogar Kraft genug besaßen, die See zu erreichen. Die Sprachgeschichte hat aus diesem Gebiet von einem heftigen Kampf zweier Sprachlandschaften zu berichten, von einem Ausgleich von Gegensätzen, der bald für die eine Partei, bald für die andere Verlust oder Gewinn erbrachte. Das Ergebnis aber war die Festsetzung brandenburgischer Außenposten auf pommerschem Boden.

Wie weit an diesem Sprachkampfe die alte Heimatsprache im Munde der ersten Siedler aus der Mark, im besonderen der Uckermark, deren geschichtliche Spuren bis zum Gollnow-Stargard-Schenkel der leif/leef-Linie gesichert sind, Anteil hatte, mag vorerst unentschieden bleiben. Damit bleibt auch die Frage offen, ob brandenburgische Siedler nördlich unserer Normallinie in größerer Menge anzunehmen sind, oder ob ein späteres sprachgeschichtliches Uebergewicht des Südens über den Norden dem brandenburgischen Wort- und Lautgut die Ueberschreitung der alten Siedlungsgrenze ermöglicht hat. Hoffentlich wird es eindringlicher Untersuchung, die hier noch anzustellen ist, gelingen, die Sprachgeschichte dieses Misch- und Ausgleichgebietes aufzuhellen. Dann wird sich vielleicht auch das Rätsel lösen, das sich in dem minge (mein)-Vorkommen an der Küste zwischen Dievenow und der Abteimundart verbirgt. Denn dieses seltsame minge weist in die Gegend von Köln, woher andere Sprachmerkmale der hinterpommerschen Landschaft, soweit sich übersehen läßt, nicht zugekommen sind. Auf dieses eine Gebilde die Annahme niederrheinischer Zuwanderung aufzubauen, will schwer in den Sinn.

Als alte geschichtliche Gegebenheit hebt sich aus dem bunten Bilde deutlich nur der Zusammenhang zwischen Wollin und dem Bezirk zwischen Völzerbach und der Stepenitz hervor. Diesen haben die Nordstöße des brandenburgischen Siedlungskreises zwar verdunkelt, aber nicht völlig verwischt.



Ein Lied aus Kolbergs großer Zeit.

Im „Allgemeinen Deutschen Studentenliederbuch" findet sich ein Lied, dessen achte Strophe lautet:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond,
Der Krieg muß den Frieden vertreiben,
Im Kriege wird keiner verschont.

Dieses Lied war noch bis kurz vor dem Weltkriege auch in unserer Heimat allgemein bekannt und wurde besonders viel auf dem Lande an den langen Winterabenden, wenn Burschen und Mägde beisammen saßen, gesungen. Es ist ein echtes Volkslied, schlicht in der Form des Ausdrucks, spontan aus dem Volke heraus entstanden und, wie bereits gesagt, viele Jahrzehnte lang gern im Volke gesungen, solange man in allen Schichten unseres Volkes noch mit Stolz der Heldentaten der Väter gedachte und allgemein des Vaterlandes überzeitliche Ehre höher in Ansehen stand als zeitliches Wohlergehen des Individuums.

Das Lied ist in der Form, wie es allgemein bei uns gesungen wurde, stark zersungen, aber auch so atmet es noch den Geist glühender Vaterlandsliebe, aus dem heraus es einst vor nunmehr über hundert Jahren entstanden ist. Es dürfte wenig bekannt sein, daß es in den Freiheitskriegen von pommerschen Soldaten gedichtet und zuerst gesungen worden ist, die unter Gneisenau und Nettelbeck die Festung Kolberg gegen einen übermächtigen Feind verteidigen halfen. Während wir sonst in der Regel die Dichter älterer Volkslieder nicht kennen, sind uns von diesem Liede die Namen der Dichter — es sind vier Angehörige der 4. Kompagnie des 2. Pommerschen Bataillons des 9. Infanterie-Regiments — überliefert: Die Unteroffiziere Günther und Leinbach und die Soldaten Piffke und Plautzke.

Von Piffke erzählt v. Bagensky in seiner Geschichte des Infanterie-Regiments Nr. 9 (S. 57):

„Bei einem Gefecht am 17. Juni 1807 in der Gegend des Lauenburger Dammes war der Feind vorgedrungen, dann aber wieder zurückgeworfen worden. Als der kommandierende Offizier hierauf Halt machen ließ, bemerkt der Schütze Piffke vom 2. Pomm. Bataillon, daß sich ein feindlicher Sergeant-Major besonders bei der Retraite aufhielt und unausgesetzt feuerte. Piffke bat daher um die Erlaubnis, denselben holen zu dürfen, ging ganz allein vor, schoß den Sergeant-Major durch den Fuß und brachte ihn unter dem heftigsten Kugelregen gefangen zurück. Er zeigte sich dabei höchst uneigennützig, indem er seinem Gefangenen nichts abnahm und ebensowenig litt, daß dies von anderen geschah: aber den eroberten Säbel trug er seitdem selber. Bei einer anderen Gelegenheit nahm Piffke wieder einen Sergeanten, den er leicht am Kopfe verwundet hatte, gefangen und zeigte sich gleich uneigennützig." Der Unteroffizier Günther erwarb sich nach der Gedächtnistafel des Regiments in den Freiheitskriegen das Eiserne Kreuz zweiter Klasse.

Nachstehend folgt das einst weit verbreitete Lied, von dem jetzt in der zersungenen, aber etwas polierteren Form im allgemeinen nur noch fünf Strophen bekannt sind, in seiner ursprünglichen, recht knorrigen Fassung mit zehn Strophen.

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond,
Der Krieg muß den Frieden vertreiben,
Im Kriege wird keiner verschont.

Laß kommen die stolzen Franzosen,
Wir Preußen, wir fürchten sie nicht,
Bei Kolberg verloren viele die Hosen,
Uns Preußen, uns schlugen sie nicht.

Wir sind ja noch immer dieselben,
Wir weichen und wanken noch nicht,
Major von Gneisenau und Steinmetz
sind Helden,
Drum Brüder, drum weichen wir nicht.

Wir schwören, zu stehen wie Mauern,
Zu fechten wie Helden und nimmer zu flieh'n,
Franzosen, ihr sollt es bedauern,
Gegen Preußens Krieger zu zieh'n!

Wir legen die Waffen nicht nieder,
Bis Deutschland durch uns wird befreit.
Welch ein Ruhm und Ehre, ihr Brüder,
Es ist für die Ewigkeit!

Napoleon, du stolzer Geselle *),
Du stehest noch nicht fest auf dem Thron;
Du fällst auch noch eben so schnelle
Herunter, dann hast du den Lohn!

Dein Glücksstern wird endlich verschwinden
Durch preußischen Heldenmut:
Daß wir Deutschlands Ehre begründen,
Auf Brüder, und gilt Gut und Blut!

Und hat es das Schicksal beschlossen,
Daß ich sterbe den Heldentod,
Ihr Brüder, so seid fest entschlossen,
Zu rächen eures Kameraden Tod.

Drum wollen wir Lorbeern erkämpfen
Und uns bekränzen mit Ruhm,
Oder in den Gefechten sterben,
So brav wie unsere Väter tun.

Für Witwen und Waisen wird sorgen
Der König und's Vaterland.
Auch ihr sollt leben und sorgen
Durch Wilhelms wohltätige Hand.

Dr. Schulz-Köslin.

*) Das Volkslied hat später übermütig daraus „Du Schustergeselle" gemacht.

Von den poetischen Nebenstunden des Pastors Christian Wagner in Strippow.

Von M. Wehrmann.

Durch eine kleine Schrift des unermüdlichen, sehr verdienten Neustettiner Heimatforschers Professor Dr. Karl Tuempel ist die Aufmerksamkeit wieder gelenkt worden auf einen halb vergessenen pommerschen Historiker Franz Wokenius, der von 1714 bis 1724 Konrektor in Neustettin war. Nach seinen dort angelegten Sammlungen hat er noch 1732 als Professor an der Universität Wittenberg ein umfangreiches Buch veröffentlicht mit dem Titel: „Beytrag zur Pommerschen Historie, mehrentheils aus geschriebenen Urkunden und Jahrbüchern zusammen getragen. Es besteht aus 29 Stücken — das letzte ist irrtümlich mit XXXI bezeichnet —, zumeist Auszügen aus pommerschen Chroniken, z. B. denen von Winther, Kantzow, Rango, Klemptzen, Simmer, Eickstedt, Bugenhagen u. a.

Das 21. Stück ist überschrieben: Einige Nachricht von Christian Wagneri poetischen Nebenstunden. Ueber diesen lateinischen Dichter oder Verse schmiedenden Pastor, der aus der nächsten Umgebung von Köslin stammte und dort lange Jahre tätig war, seien hier einige Bemerkungen erlaubt.

In Groß-Streitz ist Christian Wagner als Sohn des Pastors Bartholomäus Wagner, der von 1602 bis 1658 dort wirkte, am 16. Dezember 1602 geboren; seine Mutter war Anna Vogler aus Massow. Er hat zunächst die Schulen in Köslin und Stargard besucht, dann ging er auf das fürstliche Pädagogium in Stettin, in dessen Album er 1624 eingetragen ist. Die Anstalt blühte damals sehr unter dem tüchtigen Rektor Martin Leuschner (1623—1641). An ihr lehrte als Subrektor von 1623 bis 1627 der Kösliner Johannes Mikrälius (Lütkeschwager), der bekannte pommersche Gelehrte und Geschichtsschreiber. Wagner scheint sich trotz seines verhältnismäßig hohen Alters dort etwa vier Jahre aufgehalten zu haben, denn erst am 14. September 1629 ist er an der Universität in Königsberg immatrikuliert worden. Nach der Grabschrift, die ihm sein Sohn Christian, Pastor in Kölpin (Kirchenkreis Neustettin), verfaßt hat und Woken mitteilt, ist er dann Konrektor in Köslin gewesen, aber bereits 1631 als Pastor nach Strippow berufen. Danach kann sein Studienaufenthalt in Königsberg nur von kurzer Dauer gewesen sein, er gehört also zu den Geistlichen, die ihre theologische Ausbildung zum größten Teile auf dem Stettiner Pädagogium erhalten haben, das ja immer mehr die Stelle einer kleinen Universität einnahm. Er heiratete Elisabeth Brasche, wohl eine Tochter des Pastors in Seeger Martin Brasche, die ihm acht Kinder gebar, und nach ihrem Tode die Tochter seines Vorgängers in Strippow. Dort hat er das Pfarramt nicht weniger als 53 Jahre verwaltet; er erhielt im Jahre 1683 in seinem Schwiegersohne Michael Balder einen Amtsgehilfen, der auch sein Nachfolger wurde, als er am 8. April 1687 starb. Aus der Zeit seiner Amtsführung stammen einige Ausstattungsstücke, die in der neu erbauten Kirche erhalten sind, wie der Taufstein, die Taufschüssel und Taufkanne.

Christian Wagner gehört zu den Männern des 17. Jahrhunderts, die ihr Gefallen fanden an der Verfertigung lateinischer Verse. Es lebte eben damals ein Geschlecht, das noch ganz von der Vorliebe für das Altertum beherrscht war und mit Stolz auf die humanistische Bildung blickte. Davon zeugen ungezählte Schriften in Prosa und Poesie in lateinischer Sprache abgefaßt, die zum größten Teile für uns kaum noch lesbar sind, weil sie mit einem Wuste von scheinbarer Gelehrsamkeit beladen sind. Man denke nur an die unendlich langen Predigten, an die ungeheure Menge der Gelegenheitsschriften bei Geburten, Heiraten, Todesfällen usw. Immer wieder ergingen sich die gelehrten Männer in lateinischen Versen und erlangten auch eine ziemliche Fertigkeit im Schmieden solcher. Die Form ist oft ganz gut, während freilich der Inhalt meist recht dürftig ist.

Wagner scheint wenigstens das vor seinen Amtsbrüdern voraus gehabt zu haben, daß er seine Gedichte nicht hat drucken lassen, wenn nicht noch einmal in irgend einer Bibliothek etwa Druckschriften von ihm entdeckt werden. Die Verse, die Woken mitteilt, hat dieser von einem der Söhne erhalten, da er mit ihnen verwandt war. Er sagt von Wagner, daß „er sonderliche Lust zur lateinischen Poesie hatte und nach seinen Amtsverrichtungen zuweilen bei Nebenstunden einige Zeit vergnügt darauf verwandte, so daß er auch beim Zubettgehen Kreide und eine Tafel sich hinzulegen pflegte, damit er, wenn er im Finstern bei schlaflosen Nächten ihm einige gute Einfälle beigefallen, selbige aufschreiben und also von der Vergessenheit befreien möchte". „Er blieb bis ins hohe Alter in der Liebe zur Poesie, auch die verdrießlichen Stunden des Alters damit zu versüßen." Von dem, was er in lateinischen Distichen besang, sollen hier Proben gegeben werden, wobei an dieser Stelle nur über einige Themen und über den Inhalt in deutscher Sprache berichtet werden kann.

Am amüsantesten sind vielleicht seine beiden Gedichte vom „Tobacktrinken". Im Jahre 1674 tadelt er die, welche den Mund und die Augen mit Rauch füllen, da das Feuer allmählich das Gesicht und die Nerven schwäche und der Saft Podagra und andere Schäden erzeugt. Dagegen lobt er 1680 den Tabak mit vielen Worten: Das Nikotin heilt Kopfschmerzen, reinigt die Ohren, macht die Augen hell, vertreibt plötzliche Schmerzen, erzeugt das höchste Wohlbefinden usw., aber man muß beim Tabak wie bei der Gabe des Bacchus Maß halten. (Sed modus in rebus maneat, ne copia Bacchi et Tabaci perdat corporis articulos.) Gegen den Aberglauben, aus dem Brustknochen der Martinsgans die Zukunft vorauszusagen, wendet der Dichter sich, denn Gott, der alles allein lenkt, hat als Zeichen für die Zeit nicht die Knochen, sondern die Gestirne gegeben. So deutet er 1680 und 1682 die damals erschienenen Kometen recht ausführlich. Natürlich versucht er sich nach dem herrschenden Geschmacke in allerlei Wortspielereien, die ziemlich unerträglich sind, und liebt sogenannte Anagrammata, bei denen es darauf ankommt, durch Versetzung der Buchstaben eines Namens neue Worte zu bilden, die dann mehr oder minder geistreich gedeutet und zu dem ursprünglichen Namen in Beziehung gesetzt werden. Daß der Pastor die Verdorbenheit der Welt beklagt und die Laster der Gewinnsucht auch bei Geistlichen, des Geizes, der Trunksucht, der Ungerechtigkeit und der Gewalt bekämpft, kann uns nicht wundernehmen. Er weiß aber wie den Tabak auch guten Wein zu schätzen und mahnt einen Kolberger, solchen bereit zu halten, wie er dessen Bier tadelt. Worte der heiligen Schrift hat er in lateinische Verse übertragen und sehr häufig vom Tode gesprochen.

So finden wir in den von Woken mitgeteilten Gedichten Scherz und Ernst und können erkennen, wie der brave Pastor mit seiner Liebhaberei einen Zweck, zu belehren und zu bessern, verband. Auffallen kann, daß sich in den bekannt gewordenen Versen nirgends eine Beziehung auf die Zeitereignisse findet. In die Jahrzehnte seines Lebens fallen doch die Kriege des Großen Kurfürsten, die Pommern wahrlich sehr berührten. Es mögen aber noch viele Gedichte von ihm in dem Kirchenbuche seiner Parochie oder in Schriftstücken enthalten sein. Denn er pflegte auch seine Amtsbrüder mit seinen Poesien zu erfreuen und sie ihnen in der Kurrende mitzuteilen, die in ihrem Kreise umlief.

Eine Gabe, sich in lateinischen Versen ganz geschickt auszudrücken, ist dem guten Christian Wagner sicherlich nicht abzusprechen. Wir wollen ihn aber darum nicht in die pommersche Literaturgeschichte bringen, sondern ihn hier nur als einen Vertreter einer Geistesrichtung oder einer Mode vorstellen, die im 17. Jahrhundert recht verbreitet war.

Köslin und Pommern nach dem Jahrbuch von Anno 1828.

Vor 100 Jahren führte der Oberpräsident Sack, wie er in der Vorrede bemerkt, das „Jahrbuch der Provinz Pommern" schon zum vierten Male „in dieselbe ein". Der unscheinbare Band — gegen 400 Seiten stark — gestattet uns heute noch so manchen reizvollen Rückblick in jene Zeit, wo etwa der Großvater die Großmutter nahm. Das Buch ist auch für den Familienforscher eine Fundgrube durch sein 48 Seiten umfassendes Namenregister.

Pommern hatte damals 830 000 Einwohner, Köslin 6000. Bei der Bevölkerungsstatistik (1826) sind noch 26 Todesfälle an Pocken verzeichnet. Unter den Gewerben fallen manche auf, die heute kaum noch vorkommen, wie Lichtzieher, Schönfärber, Hutstaffierer, Kammacher und Schwertfeger. Als „Nebenbeschäftigung" hauptsächlich im Stettiner und Kösliner Bezirk gingen 28000 Webstühle für Leinwand.

Ebenfalls längst eingegangen sind die 68 Teeröfen und 3 Kupferhammer, von denen heute hie und da noch der Name geblieben ist. — In den langen Verzeichnissen haben fast alle Beamten bis zum Botenmeister den Titel Herr, während es bei bäuerlichen Kreisvertretern bündig heißt „der Schulze Strenzke zu Thunow". Mit „Fräulein" werden damals noch ausschließlich adlige Damen bezeichnet, andere sind „Demoiselles". Von den 735 Wassermühlen für Getreide in der Provinz entfallen 420 auf den Kösliner Bezirk, 280 auf den Stettiner und nur 35 auf den Stralsunder. Dagegen verteilen sich die 662 Bockwindmühlen mit 73 auf den Bezirk Köslin, 382 auf Stettin und 207 auf Stralsund. An den Holländischen Mühlen ist Köslin nur mit 8 beteiligt, Stettin mit 36 und Stralsund mit 44.

Von den 15 Papiermühlen Anna 1828 sind 7 im Kösliner Bezirk.

Beim Steuerwesen finden wir die zahlreichen Torkontrolleure und die dicht mit Beamten besetzte Grenze nach Mecklenburg — denn der Zollverein war erst im Werden. Demmin ist „Grenzpostamt"! In dem längst vergessenen Vorhafen von Wolgast — Grünschwade — ist noch ein Grenzaufseher stationiert.

Die gemütliche alte Zeit mit ihrem Postkutschentempo hatte nur 18 Postämter in ganz Pommern. Das Postamt Köslin wurde durch Postmeister Obristlieutnant v. Stojenthin geleitet, dem die Sekretäre Haken, Gräwel und Eitelsberg unterstanden. Stargard und Köslin wurden von je einem Briefträger versehen. Körlin hatte ebenfalls, weil an der großen Straße gelegen, ein bedeutendes Postamt, dem u. a. die Postexpeditionen (Unterämter) zu Belgard, Polzin, Bärwalde und Schivelbein untergeordnet waren.

Neben den alten pommerschen Truppenteilen standen Invalidenkompagnien in Rügenwalde, Wolgast, Anklam und Greifswald. In Köslin stand der Stamm des zweiten Bataillons 9. Landwehr-Infanterie-Regiments, Husarenschwadronen lagen in Belgard und Schlawe. Der Festung Stralsund waren zugeteilt die einzigen beiden Marineoffiziere Preußens, Major Longé und Premier-Leutnant Murck, beide 1815 von Schweden übernommen, als Neuvorpommern preußisch wurde.

Hans Sund, Stettin.

Ein natürlicher Schutz der Tiere.

Jedem Tiere sind von der Natur Waffen gegeben, die es gegen seine stärkeren Feinde schützen sollen. Bei der einen Gattung bestehen diese Waffen in der überlegenen Schärfe der Sinne oder der Schnelligkeit und Gewandtheit der Glieder, bei einer anderen in der Fähigkeit, sich Verstecke anzulegen, in die größere oder ungeschicktere Feinde nicht folgen können. Viele Tiere haben neben diesen Eigenschaften noch in ihrer Farbe ein Schutzmittel, indem diese der Färbung ihrer Umgebung angepaßt ist. Bei den Vögeln haben namentlich die Weibchen Schutzfarbe und besonders die auf dem Boden brütenden, damit sie von ihren Feinden nicht so leicht gesehen werden können. Wachteln, Rebhühner und Lerchen sind ohne Unterschied des Geschlechtes braun und grau, weil sie ausschließlich Bodenvögel sind. Die Hennen des Auer-, Birk- und Haselwildes und der Fasanen sind bodenfarbig, braun und grau gesprenkelt. Auch beide Geschlechter der Grauammer haben Erdfarbe, während bei den Goldammern nur das bodenbrütende Weibchen Schutzfarbe hat. Dasselbe ist bei den Pieperarten der Fall, die ebenfalls ausgesprochen Bodenbrüter sind. In offenen Nestern haben auch oft die Eier die Farbe der Umgebung, während die Eier von Höhlenbrütern meistens weiß sind. Sie bedürfen der Schutzfarbe nicht wie jene. Die Eier der Regenpfeifer sind kaum von Kies und Sand zu unterscheiden, die anderer Erdbrüter kaum vom Lehm, von dürrem Laube oder Heidekraut. Die Eier des auf Wiesen brütenden Kiebitz sind grün- und dunkelgraufleckig. Sind die Eier bodenbrütender Vögel anders gefärbt als die Umgebung, so bedeckt das Weibchen sie, bevor es dieselben verläßt. Bei Würmern, Raupen und Insekten spielt die Schutzfarbe gleichfalls eine bedeutende Rolle. Diese haben nicht nur eine Schutzfarbe, sondern verstehen es zum Teil auch, eine ihrer Umgebung entsprechende Schutzform anzunehmen.

Wie die Tiere ihre Waffen und Hilfsmittel zum Schutze gegen stärkere Feinde anwenden, so dienen sie ihnen andererseits dazu, die für ihren Lebensunterhalt nötige Beute leicht zu fangen. Der Löwe hat die Farbe des Wüstensandes, der Eisbär die der Schnee- und Eisberge, damit sie ebensowenig ihren Feinden wie ihren Beutetieren auffallen. Wie manche Spinnen die Form von Blütenknospen, deren Farbe sie bereits besitzen, annehmen, um unbemerkt ihren Opfern auflauern zu können, so nimmt der Habicht, sich zusammenkauernd, zuweilen die Haltung einer Eule an, um die Tauben usw. über seine Gefährlichkeit hinwegzutäuschen und sie dann bequemer erbeuten zu können. Viele Tiere, besonders auch die Vögel, wechseln die Farbe ihres Kleides mit der Jahreszeit.

E. Lenski.

Heimatbücherei.

„Unser Pommerland". Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat, 13. Jahrgang 1928, Heft 4. Verlag Fischer u. Schmidt, Stettin. Bezugspreis des Heftes 1,— Mark.

Das Heft erhält seinen besonderen Charakter durch die Aufsätze über Kirchenbau und Kirchenkunst. Der erste — von Dr. Heinrich Ehl, Hamburg — handelt von den pommerschen Feldsteinkirchen, die aus dem Zeitalter der Wiedereindeutschung Nord- und Ostdeutschlands als steinerne Kulturzeugen der ursprünglichen Siedlergeneration zu uns herüberragen. Alle diese Kirchen aus Findlingen (besonders in Vor- und Mittelpommern) stammen aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts, gehören also der Uebergangszeit zur Gotik an. Sie sind ein eigenartiger Ausdruck kraftvollen deutschen Bauerntums und wirken noch heute durch die Wucht ihres Stils. Die Feldsteinkirchen sind nach dem Ursprungsland der Siedler verschieden; anders in Vorpommern, das von Westfalen aus, anders in Mittelpommern, das von der Altmark aus, anders in Ostpommern, das erst später besiedelt worden ist. Die Feldsteinkirchen sind aber nicht nur Zeugen der großen Zeit deutscher Kulturausbreitung im Osten unseres Vaterlandes, sondern auch eine Mahnung. Die Betrachtung dieser ehrwürdigen architektonischen Erbschaft unserer Vorfahren muß uns die Verpflichtung auferlegen, auch in unserer Zeit so zu bauen, wie es dem Charakter der Landschaft und des Volkes entspricht.

Aus dem reichen Inhalt sei sonst noch hervorgehoben der Aufsatz von Dr. Oscar Gehrig über die Brüder Becker. Beide — Fritz Adolf Becker und Franz Becker — sind Pommern. Sie wurden 1873 bezw. 1876 in Tempelburg geboren und leben in Berlin. Sie haben auf dem Gebiete der Glasmalerei und des Mosaiks so Hervorragendes geleistet, daß jeder Kunstfreund von ihren Schöpfungen entzückt sein muß. Unser Heft bringt acht Arbeiten der beiden Meister. Darunter befindet sich ein doppelseitiges Kunstblatt, welches das Paul Gerhardt-Fenster in der Reinoldi-Kirche zu Dortmund wiedergibt.

Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Von Gustav Kossinna. 2. Teil. Germanen-Verlag Berlin-Lichterfelde 1927. Preis 8.— Rm.

Der hervorragende deutsche Vorgeschichtsforscher Geheimrat Prof. Dr. Kossinna behandelt, nachdem er sich am Ende des ersten Bandes (erschienen 1926, Preis 7,— Rm.) rassenkundlich mit dem Menschen selbst aus der Werdezeit der Germanen beschäftigt hat, in diesem zweiten und Schlußband seines für die Allgemeinheit des deutschen Volkes bestimmten Werkes das Hervorwachsen des germanischen Volkes aus den Steinzeitbewohnern an den Gestaden der Ostsee. Das erste Auftreten der Indogermanen in Norddeutschland wird von ihm um 4000 vor Christi angesetzt, deren Hinterlassenschaften er in den Funden von Ellerbek bei Kiel sieht. Mit Staunen lesen wir, immer an Hand überzeugender Bodenfunde, wie von diesem indogermanischen Kernvolk an der Ostsee im Laufe der nächsten Jahrtausende, vom Ende der Dolmenzeit bis zum letzten Ausklang der Steinzeit und bis in den Uebergang der Bronzezeit hinein, sich mehr als ein Dutzend gewaltiger Wellen nordischer Menschen über ganz Mitteleuropa, ja bis nach West- und Südrußland, nach der Balkaninsel und Griechenland, nach Oberitalien, Ostfrankreich und Südengland ergossen haben. Besonders reizvoll ist dabei auch die Feststellung, daß die von uns so bewunderte hohe Kultur von Hellas dem Einströmen nordgermanischer Menschen in den orientalischen Kulturkreis ihre Entstehung verdankt. Reiches Bildmaterial ist auch diesem Bande beigegeben und dient zur Erläuterung der zwar streng wissenschaftlichen, aber doch jedem Gebildeten verständlichen Ausführungen.

S.

Germanischer Glaube. Von Otto Hauser. Mit 57 Zeichnungen und Steinkarten. Alexander Duncker-Verlag, Weimar. In Ganzleinen 6.— Rm.

Ueber den Glauben unserer germanischen Vorfahren ist schon mancherlei geschrieben worden. Fachgelehrte haben in trockenen Kompendien alle Ueberlieferungen getreulich zusammengeschrieben, ohne daß es ihnen jedoch gelungen wäre, dem Leser ein klares Bild vom Glauben der alten Germanen zu geben. Anders wieder, voll Begeisterung für alle Ueberlieferungen aus dem germanischen Altertum, ergingen sich in überschwenglichen Phantastereien, die in jenem Glauben die Krone aller Religionen gefunden zu haben meinten. Einen eigenen Weg geht Hauser, indem er bei seinen Betrachtungen, gleich den eben genannten, den Rassegedanken einbezieht, weiter aber m. W. erstmalig die wesentlichen Vorstellungen des germanischen Glaubens aus den Vorgängen am Himmel und aus den Sternbildern erklärt. So wird uns auch das bekannte Wort des Römers Tacitus klar, der über die Religion unserer Vorfahren im ersten nachchristlichen Jahrhundert schrieb: „Es entspricht nicht ihrer Anschauung von der Hoheit der Himmlischen, sie im Tempel einzusperren und von ihnen Götzenbilder mit menschlichen Zügen zu fertigen. Wälder und Haine sind ihre Tempel. Unter dem Namen ihrer Götter rufen sie jenes geheimnisvolle Walten an, welches sie nur in anbetendem Geiste sehen." Mag man Hauser auch nicht überall folgen können, eins müssen wir anerkennen: sein Buch atmet etwas vom wahren Geiste des vorchristlichen altgermanischen Glaubens.

*

Pommersche Begräbnissitten in vergangener Zeit.

Sind einmal die Begräbnissitten im Pommerndorf grundverschieden von denen in der Stadt, so weichen andererseits die Gebräuche in den einzelnen Gegenden unserer Heimatprovinz auch noch wieder bedeutend von einander ab. — In den letzten Jahrzehnten hat sich das platte Land freilich — nicht immer zu seinem Vorteil — städtisch zu akklimatisieren versucht. Am längsten haben sich die Begräbnissitten in ihrer ursprünglichsten Form gehalten. —

Man unterschied früher die stille Beisetzung, die Beerdigung mit Kollekte und die Bestattung mit Leichenpredigt. Letztere war die Regel bei dem Begräbnis des reichen Bauern, die mittlere bei Tagelöhnermännern und -frauen, deren Angehörige lediglich aus Sparsamkeitsgründen auf die Predigt verzichteten; ganz Arme, besonders Kinder, wurden still zur Ruhe bestattet. — War ein bäuerlicher Besitzer gestorben, so begaben sich wenigstens die „guten Bekannten" der Witwe ins Trauerhaus, um noch einmal die Leiche zu „sehen". Es entsprach dies dem städtischen Kondolenzbesuch. Heute verschiebt man diesen Gang auf den Tag vor dem Begräbnis und nimmt einen Kranz mit. Sobald wie möglich wurde nach dem Tode die „Seelenglocke gestoßen", d. h., die größte der beiden Kirchenglocken wurde in Abständen von drei zu drei Schlägen neunmal einseitig mit dem Klöppel angeschlagen. Solange die Leiche über der Erde stand, wurden mittags zwischen 11 und 12 täglich drei „Pulse" geläutet. Am Begräbnistage wurden eine Stunde vor der Beerdigung drei Pulse vorgeläutet, zur Trauerfeier mit beiden Glocken ein Puls „zusammengeläutet". Die „eingeladenen Gäste", der Pastor, der Lehrer und die Schulkinder begaben sich darauf ins Trauerhaus. Der offene Sarg stand im Hausflur oder auf der Scheunendiele! Zwanzig und dreißig neugierige Kinderaugen starrten den Toten an, wenn der Lehrer das Sterbelied anstimmte. — War nur eine „Kollekte" verlangt worden, so lasen zwischen den Versen Geistlicher und Lehrer Abschnitte aus der Bibel vor. Nach dem Schlußvers wurde mit recht viel Geräusch von den Trägern der Sarg geschlossen und auf die mit dem Leichentuch bedeckte Bahre gesetzt. Sechs bis acht befreundete Männer durften es sich zur Ehre anrechnen, als „Träger" geladen zu sein.

Die Trauerfeier am offenen Sarge ist heute längst verboten. Bei dem Gange zum Friedhof schritten Schule, Pastor und Lehrer vorauf und sangen. Am Grabe ertönte das Lied „Nun laßt uns den Leib begraben . . .". War der Hügel aufgeschüttet, so wurden Spaten und Schippen kreuzweise darüber gelegt und die Bahre mit einem Teller darauf gesetzt. Nach einem stillen Vaterunser entrichtete man in der Gestalt eines Groschens das „Opfer". Unter dem Geläute der Glocken zog das Gefolge in die Kirche, wo die „Leichenpredigt" gehalten wurde. Sie begann stereotyp mit dem Lebenslauf des Toten, der möglichst in ein helles Licht gerückt wurde! Das Doppelopfer am Altar war auf der einen Seite für den Geistlichen, auf der andern für den Lehrer bestimmt. Nach beendetem Gottesdienst wechselte man die Kleider und begab sich in das Trauerhaus zur „Mahlzeit". Sie begann mit Gebet und schloß mit dem Gesange der beiden letzten Strophen des Liedes „O Haupt voll Blut und Wunden . . .". Nach der „Feier" ging es dann aber bald recht vergnügt und lustig im Trauerhause zu, und man wußte in vielen Fällen wahrlich nicht, ob man im Trauerhause weilte oder an einer fröhlichen Hochzeitsfeierlichkeit teilnahm. Die Flasche kreiste, das Geld rollte über den Spieltisch, und die Hähne kündeten bereits den nahen Morgen, wenn die Gäste dem Trauerhause den Rücken kehrten.

Kurt Poppe-Kolberg.